

Aspekte für eine christliche Erziehung nach den lukanischen Kindheitserzählungen

Anhand der Kindheitserzählungen bei Lukas wird ein überzeugendes Modell christlicher Erziehung vorgestellt. Der Aufsatz bietet reiches Material für Vorträge oder Predigten zum Thema. Der Autor widmet diesen Beitrag seinen drei Kindern. (Redaktion)

1. Vorbemerkung: Christliche Erziehung als Hilfe zu einem geglückten Leben

a) Zum Begriff „christliche Erziehung“

Über die grundsätzlichen Ziele und Aufgaben christlicher religiöser Erziehung besteht heute in der Religionspädagogik eine weitgehende Einigkeit. Die übereinstimmende Meinung lautet, daß christliche Erziehung nicht zur normalen Erziehung (ausdrücklich) noch *hinzukommt*, sondern eine bestimmte Gestalt der notwendigen menschlichen Erziehung überhaupt darstellt. Bei jeder menschlichen Erziehung muß es grundsätzlich darum gehen, einen Menschen lebensfähig zu machen, d. h. ihn so auszubilden, daß er sich in seiner Welt wohlfühlen und sinnerfüllt darin leben kann. Erziehung hat immer ein geglücktes Menschsein zum Ziel.

Früher dachte man, das würde den Christen nicht genügen; man meinte, es müßten hier *zusätzlich* noch Elemente hinzukommen, die das Kind dazu anleiten, entsprechend den Forderungen der jeweiligen Glaubensgemeinschaft religiös zu praktizieren. Dieses Verständnis religiöser Erziehung, das in einer religiös homogenen Gesellschaft ein gewisses Recht hatte, wird heute kaum mehr vertreten. Christliche Erziehung bedeutet nicht, die normale Erziehung einfach um einen weiteren Aspekt zu ergänzen; vielmehr meint christliche Erziehung die für jedes Kind notwendige menschliche Erziehung, sofern diese eben aus der Perspektive des christlichen Glaubens heraus erfolgt. Dabei ist Jesus von Nazaret der Maßstab dessen, was geglücktes menschliches Dasein ausmacht. Der religiösen Praxis in der Ausübung kultischer Vollzüge wird zwar ein gewichtiger Stellenwert eingeräumt; sie ist jedoch immer nur als Weg zum Ziel des geglückten Menschseins und nicht als das Ziel selbst zu begreifen.

b) Zum Begriff „geglücktes menschliches Leben“ (aus christlicher Sicht)

Das Wort für das vollendete Sein, für höchstes Glücklichsein und Vollkommensein, heißt in allen Völkern und allen Kulturen „Gott“.

Für den Christen ist das Vollkommensein (Gottheit) Jesu der Maßstab für das geglückte menschliche Leben. Auch in *seiner* Lebensgeschichte und in der Lebensgeschichte seiner Kinder soll sich diese jesuanische Vollkommenheit ausprägen. Das kann nur geschehen, indem jeder Christ analog zu Jesus *seinen* Weg geht. Jeder kann nur auf je *seine* Art und Weise diesen jesuanischen Lebenssinn und diese jesuanische Vollkommenheit in sich ausprägen. Es gibt keine Imitation dieses Jesus. Das widerspräche der Art von Vollkommenheit, wie sie in Jesus zum Ausdruck kam; Jesus ist ja gerade derjenige Mensch, der in seiner Lebensgeschichte niemanden imitiert hat, sondern ganz er selber gewesen und geworden ist. Darin liegt seine Offenbarung vollkommenen Seins und göttlichen Lebens. Nicht Jesu Leben als solches ist auf das Leben anderer Menschen übertragbar, wohl aber das grundsätzliche *Muster*, das sich in seinem Leben ausdrückt. Christliche religiöse

Erziehung soll dem Kind helfen, daß diese Grundstruktur des Lebensglücks Jesu in seinem eigenen Leben Gestalt gewinnen kann.

Worin besteht diese Struktur des Lebensglücks Jesu? Wir müssen bei dieser Frage von vornherein davon absehen, in den Evangelien eine Biographie Jesu zu suchen. Eine solche haben wir nicht. Doch wir haben die Frohe Botschaft vom gekreuzigten Jesus aus Nazaret als dem auferstandenen Christus, und diese Botschaft wird in Rückerinnerungen an die Lebensgeschichte dieses Jesus entfaltet und artikuliert. Dabei kommen erst relativ spät die Erzählungen von Geburt und Kindheit Jesu hinzu. Das älteste Evangelium, das Markusevangelium, läßt die Geschichte Jesu nicht mit der Geburt beginnen, sondern mit seiner Taufe am Jordan. Von diesem Ereignis an, bei dem ihm bewußt wird, daß er in einem transzendenten Sinn geliebt ist — „Du bist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe“ (Mk 1,11) — und bei dem dieser Lebensatem der Liebe und des Geliebtseins in ihn hineinzieht, so erzählt uns Markus, beginnt der Weg, der am Ende diesen Jesus — als Gekreuzigten und doch Lebendigen — als unüberbietbare Offenbarung Gottes erscheinen läßt. *Dies geschieht dadurch, daß er das am Jordan gewonnene Lebensgrundgefühl des „Geliebtseins vom Vater“ anderen mitteilt und zur Erfahrung bringt, es trotz innerer Anfechtungen und äußerer Widerstände bewahrt bis zum Tod und im Tod (vgl. Lk 23,46) und dadurch erfährt, daß es durch den Tod hindurch trägt und befreit.* Das Leben eines Menschen ist in dem Maße geglückt, als sich in ihm die Grundstruktur dieser Erfahrung ausprägt und zum Tragen kommt.

Was können Eltern tun, um ihrem Kind zu helfen, daß diese Grundstruktur in seinem Leben Gestalt gewinnt? Diese Frage soll im folgenden anhand der lukanischen Kindheitserzählungen beleuchtet werden. Denn Lukas hat ja aus den zu seiner Zeit umlaufenden Erzählungen dieser Art diejenigen ausgewählt und als Vorgeschichte seinem Evangelium vorangestellt, die zu diesem Grundmuster des Lebens Jesu passen und es von der Kindheit her beleuchten. Dabei kommen besonders drei Aspekte zum Tragen:

- Jesus ist das Kind, das rückhaltlos bejaht ist.
- Jesus ist das Kind, das nicht als Eigentum betrachtet, sondern einem größeren Lebenssinn anheimgegeben wird.
- Jesus ist das Kind, das in seiner Glücks- und Geborgenheitssehnsucht über die eigene Lebenswelt und die eigenen Wirkmöglichkeiten hinaus auf einen „größeren“ Vater, eine „größere Mutter“ verwiesen wird.

An diesen Aspekten müssen sich Eltern orientieren, die ihr Kind christlich erziehen wollen. Ihr eigener Glaube ist dabei Grund und Voraussetzung dieses Tuns.

2. Der Beitrag der Eltern zur christlichen Erziehung ist ihr eigener Glaube

In diesem ihrem christlichen Glauben kommen die genannten Aspekte der lukanischen Kindheitserzählungen zum Tragen:

a) Die Überzeugung, daß das eigene Kind von Gott bejaht ist

Dieses rückhaltlose Bejahtsein des Kindes Jesus hat Lukas markant herausgearbeitet, indem er Empfängnis und Geburt Johannes des Täufers und Empfängnis und Geburt Jesu einander gegenüberstellt. Zuerst erzählt er die Empfängnis und Geburt des Täufers (Lk 1,5—25) und dann die Empfängnis und Geburt Jesu (Lk 1,26—29). Wenn man diese

¹ Vgl. F. Kösters, Religiöse Erziehung in den Weltreligionen (noch unveröffentlichte Münchner Habilitationsschrift), erscheint voraussichtlich 1985/86 bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt.

beiden Erzählungen vergleicht, ergibt sich folgendes: Elisabeth und Zacharias bekommen ein Kind, als sie schon in hohem Alter sind und es menschlich gesehen eigentlich unmöglich ist, daß sie noch ein Kind bekommen. Sie glauben dennoch der Verheißung, daß sie dieses Kind bekommen. In diesem Glauben steckt auch schon das Annehmen und das Bejahen des verheißenen Kindes. Aber sie können dieses Annehmen nur leisten aufgrund eines göttlichen Zeichens. „Woran soll ich erkennen, daß das wahr ist?“ fragt Zacharias den Engel (Lk 1,18). Er reagiert damit in genuin alttestamentlicher Weise, etwa wie der Richter Gideon, der auch ein Zeichen dafür verlangt, daß Jahwe mit ihm ist (vgl. Ri 6,17ff). Das Zeichen, das dem Zacharias gegeben ist, ist seine Stummheit; er ist von dem Augenblick der Verheißung an stumm, bis das Kind geboren ist. Aufgrund dieses Zeichens glauben er und seine Frau Elisabeth, wobei sie sich in ihrem Glauben aufeinander stützen.

In der Erzählung von der Empfängnis und Geburt Jesu wird dieser Glaube und die darin sich ereignende Annahme des Kindes um eine ganze Dimension überboten und überschritten: Maria wird auch ein Kind verheißt in einer Lage, in der es für sie als unmöglich erscheint, ein Kind zu bekommen: „Wie soll dies geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ (Lk 1,34). Doch sie sagt ja, ganz von sich aus, ohne abgestützt zu sein auf ihren zukünftigen Mann Josef und ohne ein göttliches Zeichen zu verlangen. „Ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk 1,38). Als sie dann zu ihrer Base Elisabeth geht, dringt diese ihre unbedingte Bejahung des verheißenen Kindes als „Magnifikat“ ganz aus ihr heraus (Lk 1,46–55). Es ist nichts da, was sie abstützen könnte, kein anderer Mensch, der diese freudige Bejahung in ihr wachruft. Allein aus ihr selbst, aus ihrem Muttersein und aus der rückhaltlos-freudigen Bejahung ihres Kindes erwächst ihr „Magnifikat“: „Hoch preiset meine Seele den Herrn und mein Geist jubelt über Gott meinen Retter . . ., denn der Mächtige hat Großes getan“ (Lk 1,46ff). Dieses Lied ist ein starker Ausdruck der spontanen rückhaltlosen Bejahung, in der Maria ihr Kind annimmt.²

Die erzieherische Folgerung, die einer als Vater, Mutter, Lehrer, also jeder, der mit Kindern umzugehen hat, aus diesen Zusammenhängen ziehen muß, ist sehr einfach: Auch ich muß mein Kind bejahen, muß es hineintauchen in die Dynamik eines Lebensatems, in der mein Kind rückhaltlos und voraussetzungslos angenommen ist. Ich darf und muß, so sagt mir diese Überlieferung, den Gefühlen der Zuwendung, der spontanen Freude und des Jubels, die mich als Mutter und Vater erfüllen, rückhaltlos Raum geben, ungeachtet der Dunkelheiten und Bedrohungen, in die mein Kind hineingeboren wird. Das Lukasevangelium sagt mir, daß diese Gefühle, die sich wie von selbst einstellen, in Wahrheit der göttliche Lebens- und Liebesatem sind, der mir und meinem Kind ein transzendentes Geliebtsein und eine Zukunft über den Tod hinaus zusagt.

Die Taufe ist Ausdruck dieses Glaubens. Es geht in ihr nicht primär um das Übergießen mit Wasser. In der Apostelgeschichte und in den Erzählungen von Johannes dem Täufer heißt es mehrfach: Johannes taufte mit Wasser; der aber nach ihm kommt, tauft nicht mehr mit Wasser, sondern mit heiligem „pneuma“, mit göttlichem Lebens- und Liebes-

² Die exegetische Frage, ob das Magnifikat ursprünglich ein messianischer Psalm war oder von einem hellenistischen Juden oder von Lukas selbst gedichtet und in den Rahmen der Erzählung hineingestellt wurde (vgl. G. Schneider, *Das Evangelium nach Lukas*, Kap. 1–10; *Ökumenischer Taschenbuchkommentar zum NT*, Bd. 3/1, Würzburg 1977, 55f), ist für die vorliegende Deutung irrelevant. Denn diese interpretiert die Erzählung in der vorliegenden Redaktion des Lukas; und hier hat das Magnifikat deutlich die Funktion, der Freude, dem Jubel, dem Ja-Sagen Marias zu ihrem Kind einen dichterischen Ausdruck zu geben.

atem (vgl. Apg 1,5; 11,16; Mt 3,11; Joh 1,33). Ein Kind taufen heißt, es *auch* von diesem Lebensatem geprägt werden lassen, das Kind in ihn hineintauchen. Der Wasserritus der Tauffeier soll dem Ausdruck verleihen und daran erinnern, daß dieser Atem des unbedingten Geliebtseins als Gottesatem für Jesus sichtbar und hörbar geworden ist in der Jordantaufe. Dies ist der Sinn des feierlichen Ritus. Er bleibt leer, wenn die Wirklichkeit, das gelebte Leben, ihm nicht entsprechen. Durch die Taufe geben die Eltern zu erkennen, daß sie, gestützt auf ihren Glauben, ihr Kind rückhaltlos bejahen. Nur wo ähnlich wie bei Maria Jubel und Freude emporsteigen über das neue menschliche Leben, wo schon im Mutterschoß³ dieses neue menschliche Leben von diesem Gottesatem eingehüllt und durchtränkt ist, ist jene Hilfe gegeben, die menschliches Leben aus christlicher Sicht gelingen läßt; jene Hilfe, die es ermöglicht, daß sich in diesem Leben das Grundmuster des Lebens Jesu ausprägt.

Man darf vielleicht sagen, daß wohl die meisten Mütter und Väter, wenn sie sich — wie das heute ja ausdrücklich und bewußter als früher möglich ist — zu einem Kind entschließen, tatsächlich auch diese Bejahung leisten und sich und ihr Kind diesem Lebens- und Liebesatem hingeben. Aber viele tun dies, ohne bewußt darüber nachzudenken, was sie damit tun. In welches Leben stellen sie ihr Kind hinein? In welche Welt? Lesen sie nicht täglich in der Zeitung, daß es keine Studienplätze, keine Ausbildungsplätze, keine Arbeitsplätze mehr für die Menschen in unserer Gesellschaft gibt? Lesen sie nicht von der Verschmutzung der Umwelt, davon, daß diese Kinder keine saubere Luft mehr atmen können? Und lesen sie nicht von den Raketen, die als furchtbare Bedrohung über diesem unserem Leben stehen? Wie können sie jubelnd ja sagen zu einem Leben, das in *diese* Welt kommt? Sind sie, wenn sie dies tun, nicht einem tierischen Fortpflanzungs- und Fürsorgeinstinkt aufgesessen, der aufgrund ihrer Abstammung aus dem Tierreich in ihnen ist und sie blind gemacht hat für die tatsächliche Lage?

Solche Zweifel müßten eigentlich denkenden Menschen kommen. Und wo diese Zweifel kommen und das Ja-Sagen zurücknehmen, spürt dies auch das Kind. Es spürt, ob es in einer wirklich rückhaltlosen Weise bejaht ist oder ob der Strom der Liebe und Zuneigung von Zweifel und Resignation durchtränkt ist. Das ist, meine ich, die entscheidende Hilfe, die der christliche Glaube einem Vater, einer Mutter, einem Lehrer, jedem der mit kleinen Kindern umzugehen hat, heute geben kann: Als Christ kann ich nämlich *trotz* der Bedrohung, die ich in dieser Welt feststellen muß, an eine todübergreifende Hoffnung glauben. Ich weiß, wenn ich Christ bin, daß Jesus trotz der Anfechtung und der Widerstände, auf die er stieß, ja trotz der Hinrichtung am Kreuz, mit der sein irdisches Leben endete, sich dennoch nicht getäuscht hat, als er am Jordanfluß das Lebensgrundgefühl des Geliebtseins, das auf ihn herab- und in ihn hineinkam, als Stimme und Atem seines himmlischen Vaters identifizierte und seinen Lebensweg im Vertrauen auf diese Stimme zu Ende ging. Als Christ kann ich glauben und hoffen, daß es eine Sinnerfüllung menschlichen Lebens über jeglichen Tod hinaus gibt. Es gibt eine Liebe und ein Geliebtsein, das sich durch alle Bedrohungen der damaligen und heutigen Welt durchsetzt und das Menschsein im ganzen letztlich gestalten wird. Das sagt der christliche Glaube und läßt mich so in meinem scheinbar nur instinkthaften Ja-Sagen zum Kind bestehen, läßt dieses Ja-Sagen auch dann bestehen, wenn ich als denkender Mensch die Lage sehe, in

³ Wie ungeheuer wichtig schon in der vorgeburtlichen Phase die Einstellung der Mutter (und des Vaters) zu ihrem werdenden Kind sind, zeigt eindrücklich die Zusammenstellung der entsprechenden Forschungsergebnisse durch: Ph. Verny/K. Kelly, *Das Seelenleben des Ungeborenen. Wie Mütter und Väter schon vor der Geburt Persönlichkeit und Glück ihres Kindes fördern können*, München ²1981.

die hinein mein Kind geboren wird. Das, meine ich, wäre die elterliche Glaubensfrage, wie sie in Ehevorbereitungskursen und Taufgesprächen zu stellen wäre.

Der *Handlungsimpuls*, der sich aus dieser Einsicht für mich als Erzieher ergibt, ist der, daß ich dieses jubelnde Ja-Sagen, diesen Lebensatem des Liebens und Annehmens vom Augenblick der Zeugung an, so stark wie möglich dem Kind mitzuteilen versuche. Maria hat es getan, indem sie ihr werdendes Kind in das eigene Gebetsleben, in ihr „Magnifikat“ hineingegenommen hat. Das muß man nicht so verstehen, als müßte man bestimmte religiöse Formeln vor sich hinsagen; dieses Beten besteht vielmehr darin, daß ich dem transzendierenden Lebensgefühl, diesem Lebensatem des Ja-Sagens, in mir Raum gebe und ihn in irgendeiner Weise meinem Kind gegenüber artikuliere, es in diesen Lebensatem des Ja-Sagens hineinnehme, sei es als stiller Dank oder als lauter Jubel. Schon ein- oder zweijährige Kinder können diesen Lebensatem als transzendierendes Lebensgefühl spüren, wenn Vater oder Mutter ein Tischgebet formulieren oder mit ihren Kindern Eucharistie feiern. Doch diese ausdrücklichen Formen religiöser Praxis gewinnen erst in den folgenden elterlichen Verhaltensmustern ihre spezifische Bedeutung.

b) Die Überzeugung, daß das eigene Kind einem „Größeren“ gehört und nicht ihnen

Viele denken, wenn sie vom lukanischen Kindheits-Evangelium hören, sofort an die Weihnachtsgeschichte und halten diese für das Kernstück der Kindheits Erzählungen. Die historisch-kritische Exegese hat jedoch herausgearbeitet, daß diese Perikope (2,1–20) unabhängig von den Erzählungen über die Empfängnis und Geburt des Johannes und von der Empfängnis Marias entstanden ist.⁴

Wichtiger in diesem Zusammenhang sind andere Erzählstücke wie die Perikopen über die Beschneidung und Namensgebung Jesu (Lk 2,21), die sogenannte „Darstellung“ Jesu im Tempel anlässlich der kultischen Reinigung Marias nach ihrer Geburt (Lk 2,22–40), sowie die Erzählung vom 12jährigen Jesus im Tempel (Lk 2,41–52). Auch diese Perikopen setzen die Weihnachtserzählung nicht voraus, wohl jedoch die Erzählung von der Geburt Johannes des Täufers, die auch hier „überboten“ wird.⁵

Die Beschneidung wird im Zusammenhang mit der Namensgebung „ohne eigene Betonung“⁶ erwähnt. Sie wurde 8 Tage nach der Geburt eines männlichen Kindes vollzogen und bedeutete eine symbolische Hingabe des Kindes an Jahwe. Das Kind in seiner Vitalität und Zeugungskraft wird Jahwe, dem Gott des Volkes Israel, der Macht, die Israels Geschichte lenkt, übergeben: der neugeborene Sohn gehört ihm und seinem Volk und wächst für ihn auf.

Noch deutlicher kommt diese Haltung in der Erzählung von der „Darstellung“ im Tempel zum Ausdruck. Nach der alttestamentlichen Tradition geht es bei diesen Riten nur um die sogenannte „Reinigung“ und „Entsühnung“ der Frau, die durch den Geburtsvorgang kultisch unrein geworden ist und nun durch ein Opfer „entsühnt“ werden muß (vgl. Lev 12,1–8). Dieser ursprüngliche Sinn der Riten tritt aber in der Erzählung vollkommen zurück. Ausdrücklich heißt es gleich zu Anfang: „Sie brachten das Kind nach Jerusalem hinauf, um es dem Herrn zu weihen“ (Lk 2,22b). Ausdrücklich knüpft der Erzähler an Ex 13,2ff an, wo Jahwe jede Erstgeburt als ihm gehörig proklamiert, obwohl dieser

⁴ G. Schneider, Das Evangelium nach Lukas, 65ff.

⁵ G. Schneider, 70.

⁶ G. Schneider, 71.

Text mit den Reinigungsriten von Lev 12,1–8 nichts zu tun hat. Dem Verfasser unserer Geschichte geht es also nicht darum, zu erzählen, wie Maria nach ihrer Geburt wieder kultisch rein geworden ist, sondern wie die Eltern Jesu ihr Kind als nicht ihnen, sondern Jahwe gehörig diesem „weihen“ und übereignen (vgl. den Wortlaut von Ex 13,1f: „Der Herr sprach zu Mose: Erkläre alle Erstgeburt als mir geheiligt! Alles, was bei den Israeliten den Mutterschoß durchbricht, bei Mensch und Vieh, gehört mir.“). Wichtig ist dabei auch, daß Jahwe, dem das Kind übereignet wird, nicht bloß durch eine Institution, etwa den Tempel, vertreten ist, sondern durch lebendige, vom Lebens- und Liebesatem Gottes erfüllte Menschen: durch den Propheten Simeon und die Prophetin Hanna. Ihnen wird das Kind in die Arme gelegt, und sie sprechen einen prophetischen Lobpreis über das Kind, der ausdrückt, daß dieses Kind das Heil und Licht der Völker sein wird. Ausdrücklich wird dabei zur Mutter Jesu gesagt, daß diese Aufgabe von ihr fordert, das Kind in einer für sie sehr schmerzhaften Weise loszulassen: „Dir selbst aber wird ein Schwert durch die Seele dringen“ (Lk 2,35b).

Jesus ist also trotz der rückhaltlosen, jubelnd-begeisterten Annahme und Bejahung durch seine Mutter dennoch nicht ihr *Eigentum*. Er ist nicht ihr — vielleicht „wertvollster“ — *Besitz*. Er gehört Gott und seinem Volk und hat eine Aufgabe zu erfüllen, die der Mutter großen Schmerz bereiten wird. Das Kind, so erzählen die beiden Perikopen, wird jedoch auch so, auch als Gabe, die kein Eigentum ist, angenommen und neu in der Kraft des Gottesgeistes jubelnd gepriesen.

In diesem elterlichen Verhaltensmuster liegt eine wichtige Voraussetzung dafür, daß menschliches Leben glückt und gelingt. Zwar ist die Beziehung zwischen Mutter und Kind, Vater und Kind, so eng und intensiv, daß die Eltern nicht umhin können, sich eine eigene Vorstellung, ein eigenes Bild davon zu entwerfen, wie ihr Kind sein und werden soll. Das aber bedeutet notwendigerweise, daß Sehnsüchte und Erwartungen, die im eigenen Leben unerfüllt geblieben sind, nun auf das Kind übertragen werden. Das Kind soll erreichen und verwirklichen, was ihnen, den Eltern, vielleicht nicht geglückt ist. Dadurch wird das Kind „überfremdet“. Es kann nicht sein und werden, was es aus sich selbst und in sich selbst ist und sein soll. Wenn das Kind sich anders entwickelt, als die Eltern es erwarten, wenn es nicht der gute Schüler ist, der es sein soll, wenn es nicht den Beruf ergreift, der den Eltern vorschwebt, wenn es in seinem Sexualverhalten anders ist, als die Eltern es für gut und richtig halten, treten große Spannungen auf, die oft dazu führen, daß Kinder, sofern sie sich den Forderungen ihrer Eltern nicht einfach resignierend anpassen, sich völlig von Zuhause entfremden und ein Mißklang, der sowohl den Eltern als auch den Kindern das Leben verbittert und eine harmonische und freie Persönlichkeitsentwicklung stört und hindert, in die Beziehung hineinkommt.

Wenn ich dem in der lukanischen Erzählung vorgestellten Verhaltensmuster folge, muß ich bereit sein, meine Vorstellung und mein Bild von meinem Kind variabel zu halten; ich muß bereit sein, es zu korrigieren. Wie Maria muß ich wissen, daß kein Kind mein Eigentum ist, sondern jenem Größeren gehört, dessen Lebens- und Liebesatem mich und das Kind umgreift und der dieses Kind letztlich ins Leben gerufen hat. Das Kind ist nicht da, um für *mich* zu leben und *meine* Wünsche und Erwartungen zu erfüllen, sondern um auf *seine* Art und Weise den göttlichen Lebensatem in sich zur Ausprägung zu bringen und an andere weiterzugeben.

Das bedeutet konkret, daß ich als Mutter oder Vater alle Regungen meines Kindes, in denen sich sein eigenes Selbst artikuliert, alles „Selbst-Tun-Wollen“, wie es schon in frühester Kindheit auftauchen kann, aufmerksam verfolge, darin nicht sofort eine Provokation sehe, sondern es bejahe und helfend unterstütze. Damit ist keineswegs einem

„Laissez-faire-Stil“ moderner Prägung das Wort geredet. Ein Kind kann sich nur dann gesund entwickeln, wenn es sich in einem von den Eltern vorgegebenen *umgrenzten* Raum bewegen und darin „spielen“ kann. Wo Eltern keine solchen Grenzen aufrichten, das Kind total auf sich selbst stellen und etwa Vierjährigen bei Verhaltensfragen nur antworten: „Das mußt du selber wissen . . .“, mußt du selber entscheiden“, wird das Kind heil-los überfordert und reagiert mit Angst und Aggression. Worum es vielmehr gehen muß, ist dies: dem Kind Jahr für Jahr *je neu* jenen Freiraum zu geben und zu ermöglichen, der seinem Alter und Entwicklungsstand gemäß ist und innerhalb dessen das Kind tatsächlich sein Selbst verwirklichen und seine Eigeninitiative realisieren kann.

Innerhalb der lukanischen Kindheitserzählungen kommt dies sehr eindrucksvoll in der Erzählung vom zwölfjährigen Jesus im Tempel (Lk 2,41–52) zum Ausdruck: Als der zwölfjährige Jesus in Jerusalem zurückbleibt und im Tempel mit den Tempellehrern spricht, ist dies ein überraschender Ausdruck seines Selbstseins, der den altersgemäß ihm zustehenden Freiraum überschreitet. Tatsächlich sind auch die Eltern „sehr betroffen“ und seine Mutter sagt zu ihm: „Kind, wie konntest du uns das antun?“ (Lk 2,48). Dennoch reagieren sie nicht sofort mit Strafe und Strafandrohung, sondern nehmen die überraschende Äußerung des Selbst-Seins ihres Sohnes als einen an sie ergehenden Anspruch, über den sie nachdenken und den sie „in ihrem Herzen bewahren“ (vgl. Lk 2,51). Doch auch Lukas weiß, daß solche Überschreitungen des altersgemäßen Freiraums nur eine das spätere Selbstsein vorwegnehmende *Ausnahme* sein können und das Kind die Grenze *braucht*, die ihm von den Eltern vorgegeben und eingeräumt wird: „Dann kehrte er mit ihnen nach Nazaret zurück und war ihnen gehorsam“ (Lk 2,51a).

c) Die Überzeugung, daß das Kind zu einer selbständigen Aufgabe berufen ist

Dem Verfasser wie dem Redaktor der Kindheitserzählungen Jesu ist offensichtlich daran gelegen zu zeigen, daß die Eltern Jesu die religiösen Verpflichtungen erfüllen, die ihnen durch ihre Tradition vorgegeben sind (vgl. Lk 2,21.22.23.24.27.39).⁷ Das Kind ist dabei von Anfang an in diese religiöse Praxis *mit hineingenommen*. Die Eltern vollziehen ihre religiöse Praxis nicht *für* das Kind, sondern *zusammen mit dem Kind*. Sie vermitteln nicht dem Kind eine Praxis religiösen Tuns, die für das Kind gut und richtig, für die Eltern aber irrelevant ist. Vielmehr vollziehen sie ihre *eigene* religiöse Praxis und nehmen das Kind dabei mit.

Dies kommt am deutlichsten in der Erzählung von der Wallfahrt zum Tempel nach Jerusalem zum Ausdruck (Lk 2,41–52). Bei dieser jährlich stattfindenden Wallfahrt handelt es sich um eine dreitägige, beschwerliche, mit Gefahren und Kosten verbundene Wanderung von Nazaret nach Jerusalem. Mit 12 Jahren ist Jesus relativ jung, als seine Eltern ihn mit auf diese Reise nehmen. Das Ziel der Reise ist der Tempel in Jerusalem, das religiöse Zentrum des jüdischen Volkes. Im Innenraum dieses Tempels, im „Allerheiligsten“, wohnt Jahwe, der Gott des Volkes Israel. Zu ihm hin brechen die Eltern auf, er ist das Ziel ihres Wanderns und zu ihm nehmen sie ihr Kind mit. Auf diese Weise spürt Jesus als Kind, wie wichtig den Eltern das ist, worauf sie hingehen, und aufgrund seiner Beziehung zu den Eltern verinnerlicht es das auch als für *sich* wichtig, als auch *ihm* vorgegebenes und über die Eltern hinausweisendes eigenes Ziel.

In der Erzählung wird deutlich, wie sehr Jesus dieses religiöse Ziel seiner Eltern verinnerlicht hat. Voll Begeisterung sitzt er im Tempel „mitten unter den Lehrern, hörte ihnen

⁷ Dazu G. Schneider, 71.

zu und stellte Fragen“ (Lk 2, 46). Seine Begeisterung ist sogar so groß, daß er vergißt, sich an seinen Eltern zu orientieren und deren Abreise versäumt. Er hat zu dem gefunden, wohin seine Eltern ihn mitgenommen haben und hat nun eine eigene, nicht mehr durch die Eltern vermittelte Beziehung zu diesem Jahwe gefunden. Ein *eigenes*, elternunabhängiges *Geborgenheitsgefühl* greift an diesem Ort in ihm Platz. Er ist geborgen „im Haus seines Vaters“, der größer ist als seine irdischen Eltern und diese übergreift. Bisher wurde dieser „größere Vater“ durch die Eltern und ihre religiöse Praxis vermittelt; jetzt ist Jesus ihm selbst und unmittelbar begegnet und weiß sich in ihm geborgen. Es dämmert jetzt schon — vorwegnehmend — auf, was viele Jahre später, aber im Lukasevangelium unmittelbar folgend, Jesus in der Jordantaufe erfährt: Er ist der „geliebte Sohn“ des Vaters, gehalten, getragen, gezeugt von jenem göttlichen Lebensatem, der am Ursprung des Volkes Israel steht, der es aus dem Sklavenhaus Ägypten in die Freiheit herausgeführt hat und der in den vielen Jahrhunderten durch die Propheten gesprochen hat.

Es ist eine dogmatische Verengung, die uns die Lebensbedeutsamkeit christlicher Überlieferung verbaut und nicht mehr sehen läßt, dieses Sohn-Gottes-Sein Jesu sofort als etwas für ihn Spezifisches und ihn Auszeichnendes zu verstehen, das mit uns und unserem eigenen Leben nichts zu tun hat. Es ist ursprünglichste und älteste Verheißung des christlichen Glaubens, daß, *vermittelt durch Jesus*, auch *wir* Kinder, d. h. *Töchter und Söhne Gottes* werden sollen. Nur wenn wir dies werden, wenn wir in der Nachfolge Jesu, d. h. im Nachvollzug seiner Lebensgrundstruktur, durch unseren Tod hindurch in das innergöttliche Leben hineingenommen werden, ist in christlichem Sinne unser Leben „geglückt“.

So sagt uns der christliche Glaube, daß auch wir das Lebensgefühl des „Geliebtseins vom Vater“ in uns finden und aufdecken müssen und daß wir unsere Kinder in dieses transzendente Geliebtsein mit hineinnehmen sollen, damit auch sie es in sich finden und dadurch zu Töchtern und Söhnen Gottes werden.

Für die Praxis pädagogischen Handelns bedeutet dies, daß ich die Glücks- und Geborgenheitssehnsucht, das Schutzbedürfnis des Kindes, das sich zunächst auf mich als Mutter oder Vater richtet, behutsam, einführend und mitfühlend über mich hinaus auf jenen sinngebenden Daseinsgrund, der in christlicher Tradition „Gott und Vater“ heißt und den Jesus in intimer Anrede seinen „abba“, d. h. seinen „Papa“ nennt, hinrichte. Papst Johannes Paul I. hat gesagt, daß es in einer weniger patriarchalisch gestalteten Welt ebenso gut möglich ist, hier auch von Gott als Mutter (und entsprechend als „Mama“) zu reden. Entscheidend für die Persönlichkeitsentwicklung und die religiöse Lebensgeschichte meines Kindes ist es, daß ich, gerade angesichts meines Kindes, *selbst* diesen „Vater“, diese „Mutter“, dieses transzendente Geliebtsein als sinngebenden Grund der Welt und des Lebens spüre und zusammen mit meinem Kind in ihm ruhe. Wenn mein Kind nicht bei mir oder bei anderen Menschen diesen sinngebenden Daseinsgrund findet und mit in ihn hineingenommen wird, kann es keine eigene Beziehung zu diesem Grund aufbauen: Es kann kein wirklich tragfähiges Ur- und Grundvertrauen finden, nicht jener „Ur-Sympathie“ in sich Raum geben, die nach E. H. Erikson, H. E. Richter und vielen anderen Psychologen und Anthropologen entscheidend für ein geglücktes Menschsein ist.⁸

⁸ H. E. Richter, *Der Gotteskomplex*, Hamburg 1979, 255ff; vgl. auch G. Baudler, Art. Familie, in: E. Feifel u. a. (Hg.), *Handbuch der Religionspädagogik* Bd. I, Zürich u. a. 1977, 178—190: Was ich hier als (religiös begründetes) „Urvertrauen“ beschreibe, ist weitgehend identisch mit dem, was H. E. Richter „Ur-sympathie“ nennt.

Wir sind hier bei der konstitutiven Bedeutung, die religiöse Praxis nicht nur für das Christsein im engeren Sinne, sondern überhaupt für ein *geglücktes Menschsein* hat. Denn in der religiösen Praxis, die ich als Vater oder Mutter vollziehe und in die ich das Kind mit hineinnehme, erfährt das Kind unmittelbar (durch Gefühlsübertragung), daß ich meine eigene Lebenssehnsucht auf etwas hinricthe, das mich übergreift. Dabei ist es relativ unwichtig, von welcher konkreten Art diese religiöse Praxis ist. Wir haben heute eine wesentlich andere religiöse Praxis als die Eltern Jesu sie vollzogen haben. Es kommt damals wie heute einfach darauf an, die Kinder in ein Tun miteinzubeziehen, von dem sie schon in ganz jungem Alter spüren, daß es nicht der äußeren Lebenssicherung dient, sondern daß es das Eingebettetsein in einen transzendenten Daseinsgrund artikuliert und realisiert. Dort — und nur dort — wo das Kind seine Eltern (oder eine andere entsprechende Bezugsperson) als existenziell hingerichtet auf ein größeres Du erfährt — z. B. im Gebet, bei einer Wallfahrt, beim Gottesdienstbesuch — kann das Kind selbst seine Lebenssehnsucht über die eigenen Eltern hinaus auf dieses Größere richten. Dies aber wiederum ist entscheidend wichtig, nicht nur weil mein Kind „fromm“ werden soll, sondern um seine Beziehung zu *mir* gut zu gestalten und sein Menschsein glücken zu lassen. Wenn das Kind nämlich spürt, daß die Eltern sich selbst nicht als letzte Instanz verstehen, sondern an ein größeres Du rückgebunden sind, kann das Kind Enttäuschungen und Frustrationen seitens seiner Eltern menschlich besser bewältigen. In der religiösen Praxis erfährt es ja seine Eltern selbst als in kindlicher Haltung — betend, bittend, dankend — und lernt so durch unmittelbare Erfahrung, daß seine Eltern nicht, wie es in der ersten Gefühlsübertragung glaubte, *selbst* die absolut letzte, maßgebende Größe, d. h. Gott sind. Es lernt, wenn es seine Eltern so erlebt, seine Allmachtsphantasien, die es auf die Eltern gerichtet hat, zurückzunehmen und den Totalitätsanspruch zu reduzieren, mit dem es von den Eltern die Erfüllung all seiner Wünsche erwartet. Wenn Eltern ihren Kindern Wünsche versagen müssen und die absolute Geborgenheit nicht geben können, die das Kind von ihnen erwartet, wenn die Eltern also sagen: „Kind, das geht nicht!“ oder „Das kann ich nicht!“, sind die Eltern, die vom Kind als abhängig von einer sie nochmals umgreifenden höheren Macht erlebt wurden, in ihrer Aussage glaubwürdig, und das Kind wird nicht in seiner grundsätzlichen Vertrauenshaltung zu den Eltern erschüttert. Es drängt sich ihm *nicht* der Gedanke auf, daß die Eltern seine Wünsche wohl durchaus erfüllen *könnten*, es aber aus egoistischen Motiven heraus nicht *wollen*, also ihm, dem Kind, nicht in wirklicher, rückhaltloser Liebe zugewandt sind.

Darüber hinaus lernt das Kind die notwendigen Frustrationen, die es erleidet, ohne grundsätzliche Resignation seines auf das Ganze und Absolute gerichteten Glücksverlangens zu verarbeiten: Wenn es seine Eltern in einer religiösen Haltung erlebt, erfährt es unmittelbar, daß auch die Wünsche und Sehnsüchte seiner Eltern einerseits nicht schon alle erfüllt sind — sonst würden sie ja nicht beten, bitten, hoffen, danken usw. —, andererseits aber auch nicht vor der Erfüllung dieses Glücksverlangens resigniert haben, sondern eben in Hoffnung auf eine transzendente Zukunft hin leben. Letztlich lernt das Kind nur auf diese Weise, Zukunft als positive Kategorie in sein Leben und Denken zu integrieren.

Es ist auch für das älter werdende Kind, das in die Pubertät hineinkommt, wichtig, seine Eltern in der Ausübung einer religiösen Praxis erlebt zu haben. Es ist dies nämlich für den Heranwachsenden eine entscheidende Hilfe, sich von den Eltern ablösen und seine Lebensentscheidungen in eigener Verantwortung treffen zu können. Erwachsenwerden bedeutet dann für das Kind und den Jugendlichen, daß in einem kontinuierlichen Prozeß die Eltern, die am Anfang selbst den transzendenten Geborgenheitsgrund verkör-

perten, nach und nach zurücktreten und vom Kind gleichsam umgriffen werden, sofern es sich nun selbst und unmittelbar an jenem transzendenten Daseinsgrund zu orientieren lernt, zu dem es die Eltern hat beten und wallfahren sehen: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ (Lk 2,49). Erwachsensein heißt dann, vermittelt durch den eigenen Vater und die eigene Mutter, in Nachahmung von deren religiöser Haltung und angeleitet von ihnen, jenen *größeren* Vater, jene *größere* Mutter, gefunden zu haben, die den Menschen auch noch über den Tod hinaus bergen können und die auch schon dem eigenen Vater und der eigenen Mutter ein transzendenter bergender Daseinsgrund waren.

Diese Art des Erwachsenwerdens ist deutlich an der Jesusgestalt abzulesen: Was Jesus als Zwölfjähriger im Tempel, seinem Lebensalter schon weit vorausseilend, antizipiert hat, nämlich das Geborgensein im größeren Vater, wird für ihn mit der Erfahrung der Jordantaufe zur bleibenden inneren Gewißheit, zum tragenden Lebensgefühl des Geliebtseins vom Vater, aus dem heraus er fortan lebt und handelt bis zum Tod und über den Tod hinaus.

Wie diese Erfahrung die Ablösung von den eigenen Eltern und der eigenen Familie grundlegt und ermöglicht, wird in der Perikope von den „wahren Verwandten Jesu“ erzählt (Mk 3,31–35; Lk 8,19–21; Mt 12,46–50): Seine Mutter und seine Brüder sind nicht mehr seine eigentlichen Verwandten, sondern alle jene, die, wie er, zu ihrem *größeren* Vater, ihrer *größeren* Mutter gefunden haben und die ihm in der Beziehung zu diesem gemeinsamen Daseinsgrund nun selbst Bruder, Schwester und Mutter sind.

Auch der Erzieher selbst, der Vater, die Mutter, werden durch diese Interpretation des Erwachsenwerdens in der Beziehung zu ihren Kindern freier und gelöster. Eltern, die ihr Verhältnis zu ihrem Kind in dieser Perspektive sehen, sind befreit von dem belastenden Gedanken, sie allein müßten den Maßstab für das Leben und Verhalten ihrer Kinder vorgeben und ein Kind, das sich nicht diesen Maßstäben fügt, sei für sie mehr oder weniger verloren. Für die christlichen Eltern ist ein Kind nicht nur dann mit ihnen verbunden und auf dem gemeinsamen Weg mit ihnen, wenn es sein Leben nach ihren Maßstäben gestaltet. Die Frage, die sich den Eltern im Blick auf die Entwicklung ihres Kindes stellt, ist vielmehr: Hat das Kind einen „größeren“ Vater, eine „größere“ Mutter, hat es einen tragenden und bergenden Daseinsgrund gefunden? Spüre ich als Vater oder Mutter, daß mein Kind aus dem Lebensgrundgefühl des Geliebtseins heraus lebt? Strahlt es dieses Lebensgefühl aus und bezieht es seine Mitmenschen darin ein? Wenn ich diese Fragen bejahen kann, so weiß ich, daß es meinem Kind von Grund auf gut geht und ich fühle mich ihm verbunden, auch wenn es sein Leben anders gestaltet, als ich das getan habe und für mich als richtig empfinde.

Diese anthropologisch sehr wichtigen Erziehungseinflüsse können dort entstehen, wo nach dem Verhaltensmuster der lukanischen Kindheits Erzählungen das Kind *zusammen mit seinen Eltern* in eine religiöse Tradition hineingestellt ist und in der gemeinsamen Ausübung der religiösen Praxis ausdrücklich über die Lebens- und Wirkmöglichkeiten seiner Eltern hinaus auf einen größeren Sinn- und Daseinsgrund verwiesen wird. Gewiß können sich, wie Tilmann Moser in seiner religiösen Anklageschrift „Gottesvergiftung“⁹ in bewegten Worten kundtut, in der religiösen Sozialisation auch negative Erziehungseinflüsse ergeben. Diese können letztlich aber nur dort entstehen, wo die reli-

⁹ T. Moser, *Gottesvergiftung*, Frankfurt a. M. 1976.

giöse Sozialisation durch ein inhumanes und dadurch auch unchristliches Gottesverhältnis geleitet wird oder die religiöse Erziehung in falschen Bahnen verläuft.

Falsch ist es nämlich nach dem bisher Gesagten, in der religiösen Erziehung das Kind *von mir weg* auf Gott zu verweisen, also etwa dem Kind zu sagen, es solle am Sonntag in die Kirche gehen, es solle beten usw., ohne daß ich *selbst* diese Aktivitäten mitvollziehe. Falsch ist es natürlich auch, wie dies Tilmann Moser von seiner eigenen Kindheit erzählt, Gott *zwischen* mich und das Kind zu stellen, ihn also als Erziehungshelfer oder Berufungsinstanz in Anspruch zu nehmen; etwa nach dem Muster: „Ich kann nicht immer deine Einhaltung der von mir vorgegebenen Verhaltensregeln kontrollieren, aber ‚Gott sieht alles!‘“ oder: „Ich bin so zu dir, weil Gott das von mir verlangt“. Wenn Gott so zwischen Eltern und Kind gestellt wird, wird dadurch die Unmittelbarkeit der Beziehung zwischen Eltern und Kind gestört und die religiöse und menschliche Entwicklung des Kindes behindert.¹⁰

In der richtig verlaufenden religiösen Erziehung darf, vom Kind her gesehen, die Linie nicht die sein: Kind → Gott → Eltern, sondern: Kind → Vater/Mutter → Gott. Gott muß in der Blickrichtung des Kindes *hinter* der eigenen Mutter und dem eigenen Vater stehen, Vater und Mutter müssen den transzendenten Sinn- und Daseinsgrund durch sich selbst und durch ihre eigene Hinwendung zu ihm, dem Kind transparent machen. Religiöse Erziehung ist nur dort gut, wo die Eltern ihr Kind in die eigene religiöse Haltung und Gesinnung und in das eigene religiöse Tun mit einbeziehen. Dabei ist nicht entscheidend, was die Eltern im einzelnen tun und wie oft sie es tun, sondern wie intensiv und glaubwürdig ihre eigene religiöse Haltung ist; denn das Kind lernt gerade in diesem Bereich wesentlich stärker und intensiver durch Gefühlübertragung als durch verbale Belehrung und äußere Anleitung. Freilich sollten die Eltern die Fähigkeiten besitzen, ihre eigene religiöse Überzeugung und Praxis in einer dem Kind verständlichen, alltags-sprachlich formulierten Art und Weise zu artikulieren und dem Kind einsichtig zu machen. Dies ist dort nicht möglich, wo die Eltern tradierte Glaubensformen übernehmen und praktizieren, nur weil die Tradition dies vorgibt, ohne sich der unmittelbaren Lebensbedeutung ihres Glaubens und ihres religiösen Tuns bewußt zu sein. Die beste Vorbereitung von Eltern auf die religiöse Erziehung ihrer Kinder besteht deshalb darin, ihnen selbst zu einem mündigen und eigenverantwortlichen Glaubensbewußtsein zu verhelfen.

Zusammenfassung

Die drei beschriebenen Aspekte gilt es festzuhalten: Nach den lukanischen Kindheits-erzählungen ist Jesus erstens das rückhaltlos bejahte Kind, zweitens das Kind, das von seinen Eltern nicht als ihr Eigentum betrachtet, sondern einem größeren Lebenssinn anheim gegeben und übereignet wird und drittens das Kind, das in seiner Glücks- und Geborgenheitssehnsucht über die eigene Lebenswelt und die eigenen Wirkmöglichkeiten hinaus auf einen größeren Vater, eine größere Mutter verwiesen wird. Diese Grundmuster frühkindlicher Erziehung ermöglichen es, daß in Jesus anläßlich der Jordantaufe jenes Lebensgrundgefühl des „Geliebtseins vom Vater“ aufbricht, das er trotz innerer Anfechtungen und äußerer Widerstände bewahrt, anderen weitergibt und durchhält bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz, und so die rettende Kraft dieses Geliebtseins über den Tod hinaus als Auferweckung von den Toten erfährt. Wenn ich will, daß auch das Leben meines Kindes in diesem Sinne glückt, muß ich versuchen, in der Kindheit nach denselben Grundmustern mit ihm umzugehen.

¹⁰ Vgl. G. Baudler, *Geglückte Kindheit — geglücktes Leben. Eine religionspädagogische Auseinandersetzung mit T. Mosers „Gottesvergiftung“*, in ThPQ 127 (1979) 239–247, bes. 242–247.